



An einem Samstag in Berlin vergeudet Martin Liebmann seine Zeit. Das aber zu Schnäppchenpreisen. Ein gutes Gespräch würde der hochgewachsene Mann schon für 50 Cent führen, ein Buch für 3,99 Euro lesen, Tagträumen bietet er für konkurrenzlose 5 Euro an. Nur Nichtstun ist etwas teurer – Liebmann verlangt dafür 17,50 Euro. Pro Stunde. Dafür tut er es wirklich gern.

„Kommen Sie näher“, ruft Liebmann vom Trottoir der Bergmannstraße aus den Kreuzbergern zu, die Richtung Marheineke Markthalle laufen, „heute ist der Internationale Tag des Zeitgewinns.“ Vor seinem weiß gedeckten Biertisch hat er ein Klappschild aufgestellt: „Lassen Sie unnütze Dinge von anderen erledigen“, steht darauf. „In der gesamten Zeit können Sie dringende E-Mails lesen, durch Staus verursachten Zeitverlust kompensieren, Ihren Facebook-Account checken, telefonieren, konsumieren oder einfach in Ihrem Hamsterrad weiter laufen.“

Ein junger Mann mit zwei Kindern kommt vorbei, bleibt kurz stehen, stutzt: „Das ist ironisch gemeint, oder?“ Martin Liebmann, 46 Jahre alt, Kinnbart und Schalk in den Augen, grinst. Er liebt es, die Leute aus dem Takt zu bringen. Und sei es nur für wenige Sekunden. Man erwartet das von ihm. Als Vorstand des „Vereins zur Verzögerung der Zeit“ hat man so seine Pflichten. Den rund 700 Mitgliedern geht es darum, in einer sich immer weiter beschleunigenden Welt zwischendurch mal innezuhalten und zu fragen: warum so hastig?

So mühten sich Zeitverzögerer aus der Schweiz über Jahre, das Städtchen Rorschach zu verlangsamen, indem sie beispielsweise den Hafentplatz mit Liegestühlen vollstellten oder massenhaft Haartrockner in die Innenstadt trugen, um „das Stadtklima“ zu beeinflussen.

Martin Liebmann wiederum, der seit genau zehn Jahren mit von der Partie ist, rief einmal vor dem Kloster Frauenwörth im Chiemsee den „Unesco-Tag des Fotofastens“ aus. Weil an schönen Tagen Tausende Touristen über die Insel hasten und vor lauter Knipserei keinen Blick mehr fürs Ganze haben, forderte Liebmann die Gäste auf, nur ein Bild pro Kamera zu schießen. Anschließend, sagt er, hätten sich etliche Menschen bei ihm bedankt – der Besuch habe ihnen völlig neue Perspektiven eröffnet. Manche waren zu Tränen gerührt.

Wir alle, sagt Liebmann, seien inzwischen wie gehetztes Wild. Ständig gelte es, noch mehr in noch weniger Zeit zu pressen. „Wir haben eine Diktatur der Ökonomie, die sich in alle Lebensbereiche

gefressen hat.“ In der Erziehung, in der Wissenschaft, in der Arbeitswelt, überall gehe es um optimierte Prozesse, größere Effizienz, mehr Ertrag. Nicht mal mehr unsere Freizeit sei freie Zeit, sondern eine, die der moderne Uhr-Mensch minutiös plane, in der er alle Tätigkeiten nach ihrem Nutzwert unterteile. Innehalten oder Trödeln seien fast schon frivole Aktivitäten, für die es sich zu rechtfertigen gelte.

Der Verein hält dem entgegen, dass es unmöglich sei, jeden Alltagsprozess beliebig weiter zu verdichten. „Man versucht inzwischen ja sogar, den Reifeprozess unserer Kinder zu beschleunigen“, sagt Liebmanns Lebensgefährtin Michaela Schmocer. „Und vielleicht können wir wirklich eine Raupe schneller schlüpfen lassen. Aber ich habe meine Zweifel, dass dann ein fertiger Schmetterling dabei herauskommt.“

Der Uhr-Mensch

Alltag Essen im Gehen, simsens beim Fahren, Multitasking, Deadlines: Der moderne Mensch spart immer mehr Zeit – und hat immer weniger. Wissenschaftler erforschen das paradoxe Phänomen, während Geplagte versuchen, ihm zu entkommen.

Die schrulligen Zeitverzögerer, die ihren Klub einem Philosophieprofessor aus Österreich verdanken, stellen das Tempodiktat konsequent infrage. Welche unserer Grundannahmen sind falsch? Hat das ganze Gehetze auch ein Ziel? Was bringt es, 500 Freunde auf Facebook, aber niemanden zum Reden zu haben?

Und wenn die Zeit des modernen Menschen tatsächlich immer knapper bemessen ist: Wer oder was stiehlt sie ihm dann?

Zeitnot ist in Industriegesellschaften ein Virus, das alle Schichten – Männer wie Frauen, Kinder wie Alte, Arme wie Reiche – befallen hat. Mehr Zeit zu haben ist inzwischen einer der dringlichsten Wünsche des Durchschnittsbürgers westlicher Prägung. Das gilt vor allem für Deutschland, das Robert Levine schon vor der Jahrtausendwende in seiner vergleichenden Studie „Eine Landkarte der Zeit“ neben

Japan, Irland und der Schweiz in der Spitzengruppe der gehetztesten Nationen verzeichnete.

Als das Meinungsforschungsinstitut Forsa nach den Vorsätzen der Deutschen fürs Jahr 2013 fragte, fiel 59 Prozent der Teilnehmer zuallererst „Stress vermeiden und abbauen“ ein. Etwa die Hälfte der Befragten wünschte sich „mehr Zeit“ – für Freunde und die Familie. Für jeden fünften Bundesbürger ist nach Angaben der Techniker Krankenkasse Stress fast ein „Dauerzustand“.

Am stärksten betroffen ist die Sandwich-Generation der Mitte 30- bis Mitte 40-Jährigen, die sich zwischen Kindern und Karriere aufreiben. Eine überwältigende Mehrheit der Menschen im Land ist sich sicher: Früher war alles gemütlicher.

Es ist schon seltsam: Wir sparen in unserem Alltag immer mehr Zeit, und doch haben wir anscheinend immer weniger davon. So hat die durchschnittliche Schlafdauer des modernen Menschen seit dem 19. Jahrhundert um zwei Stunden und seit den Siebzigerjahren um 30 Minuten abgenommen.

Zudem verkürzt der Mensch zunehmend die Zeit, die er braucht, um von A nach B zu gelangen, die Gehgeschwindigkeit nimmt stetig zu. Der britische Psychologe Richard Wiseman hat in 32 Städten der Erde untersucht, in welchem Tempo Passanten sich fortbewegen. Er kam zu dem Ergebnis, dass die Geschwindigkeit innerhalb eines Jahrzehnts um rund zehn Prozent zugenommen hat.

Auch in allen anderen Alltagsbereichen hat der Mensch sein Leben beizeiten durchgetaktet und von Verschnaufpausen befreit.

Er spart Zeit fürs Lernen, indem er seinen Kindern den nötigen Stoff fürs Abitur auf dem Gymnasium nicht mehr in neun, sondern in acht Jahren eintrichtert.

Er spart Zeit beim Essen, indem er Fast, Instant oder Convenient Food, also Fertiggerichte, in sich hineinstopft. Und die Produktion dieses Essens beschleunigt er immer weiter, indem er beispielsweise Turbomais züchtet oder die Mastzyklen von Hühnern, Schweinen, Rindern stetig verkürzt. So ist der Weg des Hühnchens von der Schale bis zur Nugget-Fritteuse inzwischen kaum länger als 30 Tage – und es wird weiter optimiert.

Der Mensch spart Zeit im Umgang mit anderen Menschen, indem er sich mit ihnen nicht erst kompliziert verabredet, sie irgendwo trifft und dann womöglich noch stundenlang mit ihnen redet. Das geht viel einfacher übers Smartphone, das ihn auch gelehrt hat, Sprachprozesse zu verkürzen: Tippt er „rofl“ (rolling on the

floor laughing), „omfg“ (oh my fucking god) oder „n1“ (nice one) und schickt ein putziges Emoticon hinterher, weiß jeder, wie es ihm geht. Zumindest ungefähr.

Er spart Zeit bei der Arbeit, wo Controller und Unternehmensberater längst jeden Prozess dem höchsten Effizienzstandard unterwerfen. Und viele arbeiten ja auch, theoretisch, nur noch 35 Stunden die Woche – ein Witz, wenn man bedenkt, dass unsere Vorfahren vor genau 100 Jahren noch 57 Stunden malochten. Was wiederum lächerlich wenig war im Vergleich zu 1825, als es die Menschen auf sage und schreibe 82 Wochenarbeitsstunden brachten.

Und so geht es weiter. Der Mensch spart Zeit an der Supermarktkasse, die er inzwischen vielerorts selbst bedient. Er spart Zeit in der Liebe, der sich immer mehr Zeitgenossen über „speed dating“ oder Partnerbörsen im Internet nähern, wo potenzielle Traumfrauen und -männer von Algorithmen für ihn vorsortiert wurden. Er spart Zeit beim Entspannen, indem er statt eineinhalb Stunden Yoga 20 Minuten „Power Yoga“ macht. Er spart Zeit beim Beten, indem er Kurzandachten besucht oder rasch an der Autobahnkirche Rast macht.

Selbst nach dem Tod hat Homo sapiens nichts zu vergeuden, manche ersparen ihren Hinterbliebenen posthum jede Menge Zeit: In den Vereinigten Staaten bieten inzwischen etliche Bestattungsunternehmen „drive-through-funerals“ an. Wer eher nicht so gern mit Toten in einem Raum ist oder nur mal eben in der Mittagspause Abschied nehmen will, der kann im Jeep am Sarg vorbeidefilieren. Carl Eggleston, ein Bestatter aus Virginia, denkt bereits an weitere Serviceleistungen für Trauernde in Zeitnot: Liveübertragungen von Beerdigungen im Internet. Egglestons PR-Motto: „Erlebe den Unterschied“.

So horten wir Stunde um Stunde. Und trotzdem ist unser Zeitkonto permanent überzogen. Am Ende unserer Zeit ist stets noch zu viel zu erledigen.

Fast allen geht es wie dem Filmemacher und Autor Florian Opitz, der in seinem Buch „Speed“ schreibt: „Meine Tage kommen mir vor wie ein einziger Wettlauf gegen die Uhr. Den Startschuss dieses Wettrennens gibt entweder der Wecker oder unser Sohn Anton. Und ab dann renne ich. Bis ich abends wieder müde ins Bett falle. Dazwischen hetze ich durch einen Tagesordnungspunkt nach dem anderen. Mails checken vor dem Frühstück, Frühstück machen, Anton wickeln und anziehen, noch mal Mails checken, Anton in die Kita bringen, ins Büro oder in den Schneiderraum fahren. Auf dem Weg dahin beim Radfahren die wichtigsten Telefonate erledigen, im Büro sofort wieder ins Netz und Mails checken, telefonieren, ein ziemlich unrea-



„Wir haben eine Diktatur der Ökonomie, die sich in alle Lebensbereiche gefressen hat.“

Martin Liebmann, „Verein zur Verzögerung der Zeit“

listisches Arbeitspensum abarbeiten, Mails checken und beantworten, dazwischen immer wieder SPIEGEL ONLINE, Mittagessen im Stehen, und dann ist es gerade mal 13.00 Uhr. Ständig auf dem Handy erreichbar und immer im Netz, frage ich mich manchmal, ob ich inzwischen verhaltensauffällig geworden bin.“

Was Opitz da beschreibt, ist der Normalzustand des Durchschnittsmenschen, sofern er in einem „entwickelten“ Land zu leben das Privileg hat. Auf den Straßen und Plätzen in Berlin, Hamburg, München oder Dresden trifft man immer seltener auf Mitbürger, die einfach nur auf einer Parkbank sitzen und ihren Gedanken nachhängen, ziellos umherschlendern oder sich mit anderen angeregt unterhalten. In dieser Hinsicht verhaltensauffällig ist lediglich eine kleine Gruppe Zwangsentschleunigter – zumeist Arbeitslose oder anderweitig durchs Zeitraster Gefallene –, die nicht im Stechschritt über die Bürgersteige marschieren, nicht ohne Unterlass ins Headset brabbeln, nicht in Schlangenlinien Rad fahren und dabei Textnachrichten ins Handy tippen, die absolut keinen Aufschub dulden.

Die große Mehrheit folgt dem Motto, das der ehemalige Vorstandschef von Microsoft, Steve Ballmer, im Jahr 2013 für eine Entwicklerkonferenz seines Unternehmens ausgegeben hat: „Schneller! Schneller! Noch schneller!“ Aber so sehr der Mensch auch rennt, er kommt doch nie an. Ja, komischer noch: Irgendwie scheint das Ziel, sofern er denn eines hat, in immer weitere Ferne zu rücken.

Wie kann das sein?

Das seltsame Paradox, immer mehr Zeit zu sparen und immer weniger zu haben, können Soziologen einfach erklären. Je mehr die Menschen ihre Alltagsprozesse optimieren, desto größer wird die Zahl ihrer Handlungsoptionen. Beispiel Reisen: Jedes Land, jede Region, jeder Berg ist inzwischen relativ mühelos und für vergleichsweise wenig Geld zu erreichen, die Zahl der möglichen Reiserouten daher ins Unermessliche gestiegen. Schon ist manchem die Welt nicht mehr genug – und Weltraumtourismus eine nicht mehr weit entfernte Option.

Mit der wachsenden Auswahl aber steigt in einer Zeit, in der „Alles! Sofort!“ die dominierende Maxime ist, die Notwendigkeit, sich ranzuhalten – wenn man vor den ersten Anzeichen von Arthrose oder Gicht den Kilimandscharo erklommen, die Anden überquert und den Ärmelkanal durchschwommen haben will.

Ganz ähnlich ist es mit dem technischen Fortschritt, der den Alltag erleichtern soll. Aber tut er das wirklich? Der Soziologe Hartmut Rosa hat so seine Zweifel, er illustriert sie in seinem Buch „Beschleunigung und Entfremdung“ am Beispiel der digitalen Kommunikation: Zwar lasse sich eine E-Mail deutlich schneller schreiben als ein herkömmlicher Brief. „Ich vermute jedoch, dass Sie inzwischen 40, 50 oder gar 70 E-Mails pro Tag lesen und schreiben. Daher benötigen Sie weitaus mehr Zeit für Kommunikation als vor der Erfindung des Internets.“

Dasselbe sei schon mit etlichen technischen Errungenschaften passiert, zum Beispiel vor über einem Jahrhundert bei der Einführung des Autos. Das ist zwar schneller als die Kutsche, dafür fahren die Menschen unendlich viel mehr mit ihnen herum – oder stehen im Stau.

Dass im Fall der E-Mail-Kommunikation Zeit wirklich Geld ist – so das Bonmot von Benjamin Franklin –, belegt auf eindrucksvolle Weise eine Studie, welche die US-Unternehmensberatung Bain jüngst vorlegte. Demnach verbringen Führungskräfte im Schnitt vier Stunden pro Woche mit dem Schreiben und Beantworten überflüssiger E-Mails, macht zwei Arbeitstage pro Monat. US-Unternehmen verlören auf diese Weise zig Millionen US-Dollar im Jahr. Von Twitter und Tumblr, WhatsApp und YouTube war dabei noch nicht einmal die Rede.

So hasten mehr und mehr Menschen schnappatmend durch ihren Arbeitsalltag und sogar durch ihre Freizeit, die allen Segnungen der Moderne zum Trotz ebenfalls immer enger bemessen ist. Folgt man dem soeben veröffentlichten „Freizeitmonitor“ der gemeinnützigen Stiftung für Zukunftsfragen, dann hatten die Deutschen im Jahr 2010 4 Stunden und 3 Minuten freie Zeit täglich, vier Jahre später sind es



Der Mensch gönne sich zunehmend seltener Pausen, weil er sie für verlorene Zeit halte. Mit Interesse, so der Münchner Zeitforscher, habe er bei der Fußballweltmeisterschaft in Brasilien registriert, dass die Nachspielzeit nach 90 Minuten trotz brutaler Hitze immer länger geworden sei. „Das Signal lautet: Pausen werden bestraft.“ Dabei sei der Mensch ein Pausenwesen, so Geißler, ihr Entzug „eine Form von Folter“.

Was aber auch Arbeitgeber nicht daran hindert, die Zeit, die ihre Angestellten scheinbar verträdeln, noch genauer zu vermessen. Die britische Supermarktkette Tesco zum Beispiel rüstete Mitarbeiter mit „smarten“ Armbändern aus, die ungeheuer hilfreich sind beim Scannen von Waren – oder von Menschen: Nach einem Bericht des *Independent* bekamen jene Angestellten Ärger, die aufs Klo gegangen waren, ohne an ihren elektronischen Handfesseln zuvor die Pausenfunktion aktiviert zu haben. Andere Unternehmen experimentieren ebenfalls mit „intelligenten“ Geräten, um jederzeit zu wissen, wo sich Untergebene aufhalten und mit wem sie unnötig ihre Zeit verplempern.

Dass die dauernde Beschleunigung nicht noch viel mehr Menschen krank macht, liegt daran, dass der Homo sapiens von Natur aus ganz gut darin ist, sich lebensfeindlichen Bedingungen anzupassen. Das Schnitttempo in Actionfilmen wie der

„Bourne“-Trilogie oder „Elysium“ hätte Menschen noch vor 30 Jahren in Scharen aus den Kinos und vor die Kloschüsseln getrieben. Fußballübertragungen wie jene der WM 1974, mit ihren endlos monotonen Aufzählungen – Beckenbauer, Breitner, Beckenbauer, Overath ... – wirken auf Fernsehzuschauer des 21. Jahrhunderts wie radikalentschleunigte Realsatire. Der Mensch verschiebt die Grenzen seiner Beschleunigungsfähigkeit von Jahr zu Jahr. Die Frage allerdings ist: Geht das stets so weiter? Und sollte man das wollen?

Was bei all dem Gehetze nämlich verloren geht, ist die Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge zu erkennen, nachzudenken, zu verstehen. Vor allem Arbeitsprozesse haben sich derart verdichtet, dass selbst hochspezialisierte Fachkräfte oft nicht mehr erklären können, was genau sie da eigentlich von morgens bis abends, und oft noch am Wochenende, tun.

Der Arbeitsmediziner Michael Kastner nennt das „Dynaxität“, ein Wortbastard aus „Dynamik“ und „Komplexität“. „Wir müssen immer schneller immer mehr machen und blicken immer weniger durch“, so Kastner.



Animation: Wie die innere Uhr uns täuscht

spiegel.de/app362014zeit
oder in der App DER SPIEGEL

So kann kaum noch ein Mensch ernsthaft behaupten, er verstünde etwa, was bei internationalen Börsengeschäften im Einzelnen vor sich geht, deren Tempo sich in den vergangenen Jahren vertausendfacht hat. Transaktionen finden automatisiert und weltumspannend in Mikrosekunden statt, mit realen Auswirkungen, die verheerend sein können und zuletzt auch waren.

Wer kontrolliert sie? Die Politik? Wohl kaum.

Als 2008 das globale Bankensystem kollabierte, mussten Regierende weltweit binnen Tagen entscheiden, ob und wie sie die zumeist privatwirtschaftlichen Institute retten wollten. Auch in Deutschland ging es um Hunderte Milliarden Euro. Das Parlament winkte die Rettungsaktion schließlich durch. Gleichzeitig räumten Abgeordnete ein, dass sie etwa beim Euro-Rettungsschirm die notwendigen Unterlagen zum Teil gar nicht gelesen und wenn, dann nur in Ansätzen verstanden hatten.

Vermutlich ist der Erfolg der Christdemokratin Angela Merkel, die im neunten Jahr ihrer Kanzlerschaft noch unangefochten ist als im ersten, auf eine ihrer herausragenden Eigenschaften zurückzuführen: Niemand im politischen Betrieb Deutschlands versteht es besser, in hektischen Zeiten Ruhe auszustrahlen und das vielleicht trügerische Gefühl zu vermitteln, die Lage im Griff zu haben. Ob sie das

wirklich hat, ist nicht mehr ausschlaggebend. Hauptsache, das Volk denkt, dass es so ist.

„Eigentlich brauchte die Politik mehr Momente der Entschleunigung, Reflexions-schleifen, um über grundlegende Entscheidungen nachzudenken“, sagt der Präsident des Bundesverfassungsgerichts, Andreas Voßkuhle.

Aber weil sie die nicht hat, wird in Berlin und anderen Hauptstädten Politik inzwischen oft nur simuliert, ist der Streit zwischen Politikern offenbar endlos wichtiger als der Widerstreit von Interessen, jazen fast alle Medien das dröge Geschäft des Regierens regelmäßig zum Western-Showdown hoch: wer gegen wen? Wer sind die Guten, wer die Bösen? Und wer steht am Ende noch? Das Ergebnis ist, so sieht es Voßkuhle, „eine lagerübergreifende Weigerung, in Alternativen zu denken und diese in den gesellschaftlichen Debatten sichtbar werden zu lassen“.

Gedacht war das mal anders. Demokratie bedeutet eigentlich: sich Zeit zu nehmen für das Abwägen unterschiedlicher Interessen, den Austausch von Argumenten. Es ist ein mühsamer, aufwendiger und langwieriger Prozess, Wahlen abzuhalten, Menschen zu gewinnen, Entscheidungen zu treffen und zu erklären.

Demokratie brauche eine „menschennögliche Geschwindigkeit, und die gibt es nicht mehr immer“, beklagte der ehemalige Vizekanzler Franz Müntefering in einem Cicero-Interview. „Wenn ein Parlament keine Zeit mehr hat zu diskutieren, zu befragen, auch mal nachzudenken und dann zur Entscheidung zu kommen; wenn das alles nicht mehr geht, dann werden die autokratischen Systeme gewinnen, die auf niemanden Rücksicht nehmen.“ Auf einem G-8-Gipfel, so der Sozialdemokrat, habe mal ein russischer Kollege zu ihm gesagt: „Wir gewinnen. Weil wir schneller sind.“

Aber der Westen hat längst dazugelernt und drückt in allen Lebensbereichen weiter aufs Tempo. Die Politik beschleunigt sich und lässt dabei die Menschen auf der Strecke. Die Medien fügen sich dem Echtzeitterror und generieren Nachrichten, noch bevor es welche gibt. Die Wirtschaft erfindet Dinge neu, noch bevor die alten ausgereift sind. Wer ein iPhone 5 ergattert hat, kann sich im Apple-Store gleich wieder hinten anstellen; bis er drankommt, gibt es schon das iPhone 6. Mode- und Trendzyklen werden stetig kürzer. Das neue Jahrtausend sah bereits ein Revival der Siebziger-, Achtziger- und Neunzigerjahre – und kann sich jetzt nur noch selbst einholen.

Der Mensch stößt an seine Grenzen und sucht sie ständig zu erweitern, mit Pillen oder Neuro-Enhancern. Auf die Idee, das Hamsterrad zu stoppen, kommt anschei-



„Die Frage ist nicht, wie viel Geschwindigkeit wir erreichen, sondern wie viel gut ist für ein gutes Leben.“

Hartmut Rosa, Soziologe

nend kaum jemand. Der gehetzte Mensch sorgt einzig und allein dafür, dass ihm nicht vorzeitig die Puste ausgeht – mit allen erdenklichen Mitteln.

So beobachtet etwa das Bundeskriminalamt seit Jahren mit Erstaunen, dass in Deutschland weniger Heroin sichergestellt wird, während der Konsum von Crystal Meth durch die Decke geht. 2012 registrierten die Behörden erstmals mehr erst-auffällige Konsumenten des kristallinen Methamphetamin als von Heroin. Als Wachmacher und vermeintlicher Leistungssteigerer ist Crystal offenbar die Droge der Zeit.

Beschleunigung, sagt Hartmut Rosa, sei eine neue, abstrakte Form des Totalitarismus: Sie durchdringe alle Lebensbereiche, übe Druck auf jeden Einzelnen aus, es sei nahezu unmöglich, sie zu bekämpfen.

Dabei, so der Soziologe, dürfe doch nicht immer wieder die Frage sein, „wie viel Geschwindigkeit wir irgendwie erreichen können“. Die Frage müsse lauten: „Wie viel Geschwindigkeit ist gut für ein gutes Leben?“

Diese Frage ist nicht neu. Aber sie wurde zu unterschiedlichen Zeiten erstaunlich unterschiedlich beantwortet. Sokrates nannte die Muße „Schwester der Freiheit“. Im Gegensatz zum Arbeitssklaven war der Müßiggänger ein schöpferischer Mensch, frei im Denken und in der Lage, sich in aller Ruhe philosophisch zu betätigen.

Muße, der Begriff stammt vom alt-hochdeutschen „muoza“ ab, bedeutet Gelegenheit, Möglichkeit. Die Möglichkeit, sich frei von permanenten Zwängen zu entfalten. Müßig zu sein im ursprünglichen

Sinne hieß nicht, nichts zu tun, sondern sich ohne Fremdbestimmung wichtigen Dingen widmen zu können. Lange Zeit war das gesellschaftlich anerkannt. Dann kam Luther.

„Von Ledig- und Müßiggehen kommen die Leute um Leib und Leben“, befand der Reformator. Und: „Der Mensch ist zum Arbeiten geboren wie der Vogel zum Fliegen.“ Die Muße widmete Luther kurzerhand zur Sünde um, „Acedia“ (Trägheit) machte als eines der sieben Hauptlaster im europäischen Mönchtum Karriere. Die protestantische Ethik, urteilte der Soziologe und Ökonom Max Weber, sei zu einer wesentlichen Grundlage des Frühkapitalismus geworden.

In dessen späterer Ausprägung hieß es in den Worten des sozialdemokratischen Lutheraners Gerhard Schröder: „Es gibt kein Recht auf Faulheit.“ Womit die Muße endgültig auf eine Stufe mit Dämmer-schlaf, Prekariatsfernsehen und Sozialschmarotzertum degradiert worden war. Wer heute etwas auf sich hält, rennt bis zur Besinnungslosigkeit.

Allmählich jedoch dämmert einer wachsenden Zahl von Menschen, was beim ziellosen Rumhetzen so alles auf der Strecke bleibt: Genuss, Erkenntnis, Freundschaften, die eigene Gesundheit, Spaß und die Möglichkeit, sich über das Woher und das Wohin beizeiten den einen oder anderen Gedanken machen zu können.

„Langsamkeit sollte eine Dimension unseres Lebens darstellen“, findet der italienische Journalist und Soziologe Carlo Petrini, der mit „Slow Food“ eine überaus erfolgreiche Anti-Hetz-Kampagne ins Leben gerufen hat. Die Slow-Food-Doktrin besagt, dass jeder Mensch ein Recht auf Genuss hat und dass Qualität ihre Zeit braucht. Und das, sagt Petrini, gelte längst nicht nur für unser Essverhalten.

Im Gründungsmanifest von Slow Food heißt es denn auch: „Es geht darum, das Geruhsame, Sinnliche gegen die universelle Bedrohung des ‚Fast Life‘ zu verteidigen. Gegen diejenigen – sie sind noch die schweigende Mehrheit –, die die Effizienz mit Hektik verwechseln, setzen wir den Bazillus des Genusses und der Gemütlichkeit.“

Und langsam, aber sicher – so scheint es – geht die Saat auf. Es gibt inzwischen Slow Cities in 29 Staaten in der ganzen Welt, vor allem in Italien, wo die Bewegung ihren Anfang nahm. Das Ziel der Kommunen ist es, Autos, Fast-Food- und Supermarktfilialen aus der Innenstadt zu verbannen, alte Stadtstrukturen zu erhalten und die Lebensräume mit einem Netz von Spazierwegen zu verbinden. Angestrebt wird eine Rückkehr zu mehr Muße. Städte, die weniger als 50000 Einwohner haben und mindestens die Hälfte der Ent-

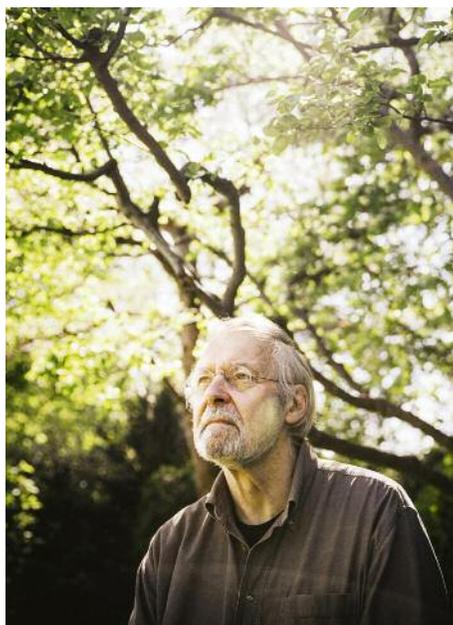
schleunigungskriterien erfüllen, können sich zertifizieren lassen. In Deutschland war Hersbruck in Mittelfranken die erste Kleinstadt mit Tempobremse, elf weitere Gemeinden folgten.

Es gibt Slow Travel, Slow Money, Slow Living. Sogar für Slow Sex können sich manche Menschen inzwischen erwärmen. Dabei geht es um Lusterlebnisse, die im Orgasmus nicht den Höhe-, sondern allenfalls den Endpunkt einer stundenlangen Beschäftigung mit dem Körper sehen. Der Mann müsse beim Slow Sex nicht einmal eine Erektion haben, zumindest nicht die ganze Zeit, sagt die Sexualtherapeutin Diane Richardson. „Wenn der Penis rausrutscht, schiebt man ihn wieder rein.“

Welche seltsamen Blüten die Lust an der Langsamkeit treiben kann, zeigt ein Trend, der in Norwegen seinen Anfang nahm. Um das 100-jährige Bestehen der Zugverbindung von Bergen nach Oslo gebührend zu feiern, übertrug das nationale Fernsehen im November 2009 die gesamte Fahrt live aus der Zugführerperspektive. Siebeneinhalb Stunden passierte gar nichts. Und 1,2 Millionen Norweger schauten gebannt zu.

Aus der einmaligen Reality-Sause ist nahezu ein Dauerbrenner geworden. Die Norweger beglückten ihr Volk bereits mit einem achtstündigen Strickabend, einer „Nationalen Feuerholznacht“ und der kompletten Schiffsreise von Bergen nach Kirkenes, hoch oben am Polarmeer – mit 134 Stunden die langatmigste TV-Sendung aller Zeiten.

„Der Rhythmus des konventionellen Fernsehens wird immer schneller“, sagt Langsam-TV-Erfinder Rune Møklebust. „Da bieten wir Entspannung und Authen-



„Der Mensch gönnt sich immer seltener Pausen. Dabei ist Pausenentzug eine Form von Folter.“

Karlheinz Geißler, Zeitforscher

tizität.“ Inzwischen hat die US-Firma LMNO die Rechte an der Sendung erworben und schickt sich an, noch in diesem Jahr die Amerikaner medial zu entschleunigen. Deutschlands Fernsehmacher lassen sich dagegen noch Zeit.

Aber auch die Deutschen scheinen allmählich den Müßiggang als Lebensart wiederzuentdecken. Vor allem junge, gut ausgebildete Akademiker fragten bei Einstellungsgesprächen immer häufiger nach Sabbaticals und Auszeiten statt nach hohen Gehältern, wundern sich Unterneh-

mervverbände. Gewerkschaften präsentieren Umfragen, wonach eine Mehrheit die Nase voll hat von immer „flexibleren“ Arbeitszeiten. Der Streit darüber, glaubt IG-Metall-Boss Detlef Wetzels, werde „eines der ganz großen Themen der nächsten Jahre“.

Ein Indiz für die Sehnsucht nach Entspannung ist auch der verblüffende Erfolg der Zeitschrift *Landlust*, die 2012 erstmals eine Auflage von einer Million übertraf. Den gehetzten Städter zieht es, zumindest in der Theorie, raus aus dem Überfluss an Reizen, Wahlmöglichkeiten, Kaufoptionen.

Er träumt sich aufs Land, wo er Erholung und Gemächlichkeit zu wittern meint. Oder er Holt sich das Land in die Stadt, züchtet Bienen auf dem Mietskasernen- und beackert Brachen mit derartiger Hingabe, dass im Handumdrehen blühende Kleinstlandschaften daraus werden. Die Kultivierung des Bodens und die Kultivierung des Geistes seien „wesensgleiche und nicht nur ähnliche Tätigkeiten“, sagt der Literaturwissenschaftler Robert Harrison.

Eine machtvolle Gegenströmung zum herrschenden Gehetze sei das alles noch nicht, glaubt der Zeitforscher Geißler. Aber immerhin: „Die Leute suchen offenbar individuelle Fluchten, und wer weiß, vielleicht wird irgendwann eine kollektive Bewegung daraus.“ Von Zeit zu Zeit soll es die ja geben. Martin Liebmann, der Vorstand der Zeitverzögerer, ist jedenfalls optimistisch. Mehr Muße sei der Schlüssel zu einem glücklicheren Leben.

Ausnahmen bestätigen dabei die Regel. Dem australischen Wissenschaftler John Mainstone beispielsweise kann beim besten Willen niemand Hektik vorwerfen. Mehr als 50 Jahre lang betreute der Physiker an der Universität von Queensland in Brisbane den langsamsten Laborversuch der Welt. Dort wollte man beweisen, dass Pech sich zwar anfühlt wie ein Feststoff, tatsächlich aber über die Eigenschaft einer Flüssigkeit verfüge.

Wiewohl John Mainstone seit 1961 das Experiment betreute, war es ihm nie vergönnt, einen Tropfen fallen zu sehen. Einmal befand er sich auf Dienstreise, einmal hatte man zwar eine Webcam installiert, die aber just am Tag des Tropfenfalls den Dienst quittierte. 2013 wagte Mainstone die Voraussage, dass es noch vor Jahresende wieder mal so weit sein würde. Aber bevor der nächste Tropfen fiel, verschied er an einem Herzinfarkt. Jörg Schindler

Der Text basiert auf einem Kapitel des soeben erschienenen Buches des SPIEGEL-Redakteurs Jörg Schindler „Stadt, Land, Überfluss – Warum wir weniger brauchen als wir haben“. (S. Fischer, Frankfurt am Main; 272 Seiten; 14,99 Euro).

